

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 14 (1910)

Artikel: Feuerschlagen und Kohlenbrennen
Autor: Ithen, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-111212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Feuerschlagen und Kohlenbrennen.

Von Anna Ithen, Oberägeri.

Wenn wir uns heute durch den elektrischen Strom der Annehmlichkeit eines tagehellen Lichtes bei Nacht erfreuen, oder mittelst der Streichhölzer so mühelos Feuer erlangen, wird es kaum Jemand einfallen, in die Zeit vor ungefähr sechzig Jahren zurückzudenken, wo das Feuermachen noch so schwierig und umständlich war. Damals musste das Feuer noch geschlagen werden. Es bedurfte dazu verschiedener Gegenstände: Feuerstein, Feuerschlag, Zunder und Schwefelhölzer. Dieses Feuerzeug hatte in der Küche stets den Platz in der Nähe des Kochherdes, gewöhnlich in einer kleinen Mauernische. Die Raucher trugen diese unentbehrlichen Utensilien in der Tasche, doch blieben die Schwefelhölzer weg, da der brennende Zunder gleich den Tabak in der gestopften Pfeife entzündete. Zu ihrer Bequemlichkeit war ein Feuerschlag, eine scharfe Stahlkante am Taschenmesser angebracht.

Der Feuerschlag, auch „Stachel“ geheissen, war aus Stahl und hatte, wie die noch oft unter altem Eisen vorfindlichen Stücke zeigen, ungefähr die Form eines **B**. Beim Feuerschlagen kamen zwei Finger der rechten Hand in den Griff und die Kante des Stahles traf mit kräftigem Schlag den Feuerstein, auf dem ein bischen Zunder lag, beides von Daumen und Zeigefinger der Linken gehalten. War der Funke geschlagen, fing der Zunder sogleich Feuer und das bereit gehaltene Schwefelholz ward daran angezündet.

Zunder und Feuerstein wurden dem hausierenden „Zundelmann“ abgekauft. Der Feuerstein kam bei uns meistens aus den Mineralien Tirols und kostete nach dem Gedächtnis alter Leute das Stück 3 Rappen. Den Zunder („Zundel“) gibt bekanntlich der grosse Wundschwamm¹⁾ — *Polyporus formentarino* —, den die frühere Heilkunde bei Wunden zur Stillung

¹⁾ „Wundschwamm“ wird sonst auch der Stäubling (*Lycoperdon bovista*) genannt.

des Blutes anwandte, für Zunder aber in eine Lösung von Salpeter eingetaucht werden musste.

In unserer Gegend bereiteten die Leute den Zunder selbst. Sie holten auf der Allmend, an einem bestimmten Platz „im Gutsch“ geheissen, diesen an faulen Birken und Buchen vorkommenden Schwamm und machten daraus roten und schwarzen Zunder. Wurde der Schwamm in eine Mischung von Buchenasche und Branntwein eingelegt, so gab es roten Zunder, aus einer Beize von Branntwein und Schiesspulver wurde es aber schwarzer Zunder und dieser galt als der vorzüglichere.

Die Herstellung und der Verkauf von Schwefelhölzern war ein Erwerb armer Leute. Diese Hölzer wurden aus Tannenholz schindelartig dünn geschnitten, 4—6 Zoll lang und ungefähr $\frac{1}{2}$ —1 Zoll breit. Die beiden Enden der Hölzer wurden in Schwefel getunkt, den man in einer Pfanne ob gelinder Hitze zu Brei flüssig gemacht hatte. Diese Hölzer wurden, in Handvoll grosse Büschel gebunden, zum Kaufe geboten.

In die Romantik der Vergangenheit gehört auch die russige Gestalt des Kohlenbrenners.

Zur Zeit der Kohlenbrennerei hatte das Holz nur geringen Wert. Ein Klafter Tannenholz, Spälten, ins Dorf gebracht, kostete einen Kron- oder Kreuzthaler, macht 4 alte Franken; für Buchenholz wurde etwas mehr bezahlt. Die Allmendverordnungen trugen dazu bei, die Preise herabzudrücken. In den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts bestand in Oberägeri noch das strenge Verbot, Bürgerholz ausser die Gemeinde zu verkaufen.

In ganz früheren Jahren hatte die Gemeinde einige Köhler angestellt, denn es bestand kein Verbot, die Kohlen des Bürgerholzes nach auswärts zu verkaufen.

Jeder Bauer, der Waldbesitzer war, Eigenholz besass, hatte auf seinem Hofe seinen Kohlenplatz. Solche Plätze sind noch deutlich erkennbar an der leichten, schwarzen Erde und werden vorzugsweise als Gemüsegärten bepflanzt. Die Kohlenbrennerei hatte ihre Rendite. Ein Kohlenhaufe von 9 Kubikfuss Breite in der Mitte, nach Art des Holzmasses gemessen, präsentierte einen Wert von 300 Franken.

Das Kohlenbrennen musste freilich verstanden sein und

ein geschickter Köhler wurde gut bezahlt. Sein Geschäft war mühsam und gefährlich und erforderte Wachsamkeit bei Tag und Nacht. Auch musste ihm ein Gehilfe beigegeben werden und das Essen ward auf den Platz gebracht.

Gewöhnlich wurden auf einem Brand 5—6 Klafter Holz verkohlt, dann dauerte das Feuer 10—14 Tage und Nächte. Kleinere Brände, die nur etwa 3 Tage und Nächte dauerten, besorgten die Bauersleute selbst. Das Haupterfordernis war, dass das Holz nicht ausbrannte, es durfte keine Asche geben. Passierte einem Köhler das Missgeschick, dass ihm etwa nachts der Holzstoss ausbrannte, so ward dieser Schaden zum Tagesgespräch. Richtig gebrannte Kohlen sollten „klingelhart“ sein und gläsern klirren, wenn die Stücke zusammen geworfen wurden. Eine besonders gute, gleissend aussehende Kohle gab das Erlenholz.

Der Platz für den Holzstoss brauchte einen Durchmesser von 20 Fuss rings in der Runde. In die Mitte des Platzes kamen drei hohe, starke Stangen, die sog. Füllung, der Feuerherd, wo das Feuer brannte. Von Zeit zu Zeit musste dort immer wieder leicht brennbares, dürres Kleinholz eingefüllt werden. Auf den Boden wurden zuerst etwa 1 Fuss hohe Holzklötze gestellt, bei grossen Holzstössen bis 3 Fuss hohe, denn das Feuer musste von unten durch Luftzug geschürt werden. Auf diesen Untersätzen wurde das zu verkohlende Holz stets in der Richtung gegen die Füllung hin in einem Spitz zu aufgebeigt. Hatte das Gerüst etwa Mannshöhe erreicht, wurde eine Leiter angelehnt, um weiter aufrichten zu können. Am Holzstoss durften gar keine freien Stellen sein, deswegen wurden eine Menge „Stiggel“, das ist kurz gesägte Holzstücke, zwischen eingelegt und alle Lücken mit Kohlenstaub, Lösch genannt, wie ausgemauert. Zuletzt wurde der fertige Holzstoss mit 3 Lagen grünen Tannästen belegt, darüber eine handhohe Schicht Lösch, wie solcher auf jedem Kohlenplatz von früheren Bränden in Menge vorhanden war.

Das Anzünden geschah in der Füllung von oben herab mittelst Fackeln, wozu man wohl 3 Bünde Fackeln brauchte. Schon nach einigen Stunden konnte der Köhler erkennen, ob die Flamme eingreife und er seines Amtes walten könne. Das Holz durfte nur im Innern brennen oder vielmehr verkohlen, niemals durfte eine Lohe ausbrechen. Der Holzstoss musste

fleissig mit genässten Tannästen bespritzt werden. Der Rauch wies den Köhler, von welchen Stellen das Feuer weggeleitet werden musste, er musste es verstehen, mit seinem Stocke die Flamme zu führen.

Das Ende eines Brandes erforderte die Mithilfe einer ganzen Nachbarschaft. Mit nassen Tüchern und Tannästen wurden die brennenden und glühenden Kohlen gelöscht. Grosse Achtsamkeit war notwendig, um weder sich Brandwunden zuzuziehen, noch die Kleider zu verbrennen.

Die erkaltete Kohle musste gereinigt und gesiebt werden. Die grösste und mittelgrosse Kohle wurde an die Grobschmiede, die kleinste an die Nagelschmiede verkauft. Die sortierten erlesenen Kohlen wurden bis zum Verkauf in Bretterhütten geborgen.

Eine Totenspende.

Von P. N. Curti, O. S. B., in Disentis.

(Die Abbildungen nach Photographien von Dr. P. C. Hager.)

Mit Freuden erinnert sich Schreiber dies noch immer an eine Episode aus seiner Knabenzeit. War am Sonntag die Predigt vollendet und hatte der Geistliche mit dem „Verkünden“ begonnen, interessierten sich die Erwachsenen für die Feste der kommenden Woche, für die Gottesdienstordnung und besonders für die Eheverkündigungen. Das war aber alles nichts Interessantes für das kleine Volk. Erst wenn der Pfarrer begann: „Seid um Gotteswillen auch eingedenk der lieben Abgestorbenen, besonders derjenigen, für welche wir kommende Woche Gedächtnis halten,“ dann wurde auch in den vorderen Kirchenstühlen das Interesse rege. Jetzt wurde nämlich verkündet, wie oft in der nächsten Woche Jahrzeitsspende sei. Bei dieser Spende gieng es aber folgendermassen zu. War das Totenamt gesungen und der Segen gegeben, so wurden die Schulkinder durch die Seitenkapelle entlassen. Dort stand ein grosser Korb voll frischgebackener „Mutschli“, und bevor die Kinder die Kirche verliessen, drückte der Pfarrer jedem ein noch warmes Brötchen in die Hand. Und so ein Mutschli schmeckte besser als zu Hause das beste Weissbrot. Waren die